



# ORIENTIERUNG

Nr. 22 56. Jahrgang Zürich, 30. November 1992

**D**IE LYRIK DER kleinen Literaturen im geographischen Raum zwischen Finnland und Jugoslawien war in den deutschsprachigen Verlagen stets ein marginaler Gegenstand. Um so lobenswerter ist der vorliegende Band, der aus einer Initiative des Europäischen Übersetzer-Kolloquiums des Jahres 1981 entstanden ist, finanziell gefördert von dem Finnischen Unterrichtsministerium und dem Goethe-Institut München.<sup>1</sup> Es entstand unter der Federführung von Manfred Peter Hein, unter der Mitarbeit zahlreicher europäischer Dichter und Wissenschaftler, die entweder auf der Grundlage von Interlinearübertragungen oder eigenständigen Nachdichtungen ihre bevorzugten Lyriker/innen ins Deutsche transportierten. Das Ergebnis dieser Publikation ist ein eigenwilliges Zeugnis moderner europäischer Lyrik, die dem deutschen Publikum sicherlich kaum bekannt sein dürfte. Sie stammt vorwiegend aus Literaturen, die zwischen dem Nordkap und dem Rila-Gebirge gesprochen werden.

## Auf der Karte Europas ein Fleck

In diesem von den deutschen und westeuropäischen Verlegern so oft vernachlässigten literarischen Raum sind in der europäischen Moderne Poetiken entstanden, die dem westlichen Publikum meist unbekannt geblieben sind. Auf diesen Mangel macht Hein in seinem ausführlichen Essay zur Bedeutung der osteuropäischen Avantgarde der zwanziger Jahre aufmerksam, indem er den tschechischen Literaturkritiker *František Xaver Šalda* zitiert: «Es mutet so an, als ob wir in dieser Welt keine andere Daseinsbestimmung und keinen anderen Existenzgrund hätten, als dem Westen zu gefallen» (S. 396). Die Lektüre der zweisprachig abgedruckten, also mit Übertragungen versehenen Gedichte aus 14 Sprachen (finnlandschwedisch, finnisch, estnisch, lettisch, litauisch, polnisch, tschechisch, slowakisch, ungarisch, slowenisch, kroatisch, serbisch, rumänisch, bulgarisch) macht den Leser mit der Existenz eines poetischen Wortes vertraut, das sich – trotz unterschiedlich gespeister ästhetischer Quellen – mit westeuropäischen Artefakten gleichwelcher Herkunft messen kann. Hinter den aus den Textmaterialien entnommenen Zwischenrubriken, die mit einzelnen Verszeilen betitelt wurden, verbergen sich Themenfelder wie Poetologie, Existenz des Ich, Mythos, Geschichte, Krieg, Politisches Engagement, Technik, Großstadt, Alltag, Erotik usw. – Begriffe also, die auf die Alltagsdynamik und die urbanistischen Bezugfelder der europäischen Moderne verweisen.

Das Auswahlprinzip der poetischen Texte operiert mit einem Avantgarde-Begriff, der eine doppelte Funktionalisierung erhält. Innerhalb der Texte ist er Gegenstand spöttischer Betrachtung, die von lyrischen Redefiguren vorgenommen wird, als außertextuelle theoretische Kategorie dient er dem Herausgeber als Orientierung bei der Einordnung der einzelnen Texte in die literarischen Ströme, die zwei Jahrzehnte lang geflossen sind. Richtungen indes sind in der präsentierten Lyrik kaum zu erkennen; eher sind es Gruppierungen, die, mit einem Oberbegriff versehen, das nationale Kolorit vertreten. Auch Programme und Manifeste scheinen sich zuweilen in das Blickfeld des Lesers zu drängen. Pathetische Aufrufe jedoch, wie sie die russischen und die benachbarten slawischen Zungen unter sowjetischer Oberaufsicht in den zwanziger Jahren revolutionstrunken ausstießen, sind kaum zu entdecken.

Vielmehr überrascht die schnoddrige, ironisch-distanzierte Art, mit der der Prager Lyriker und spätere Literatur-Nobelpreisträger (1984) *Jaroslav Seifert*, in den frühen zwanziger Jahren ein Verehrer der bolschewistischen Revolution, die «Stadt Lenins» zu einer Nippesfigur degradiert:

<sup>1</sup>Auf der Karte Europas ein Fleck: Gedichte der osteuropäischen Avantgarde. Hrsg. v. Manfred Peter Hein. Ammann Verlag, Zürich 1991, 462 Seiten, DM 72,-.

### LYRIK

**Auf der Karte Europas ein Fleck:** Gedichte der osteuropäischen Avantgarde – Von der europäischen Literaturwissenschaft bislang übersehen – Eine zweisprachige Ausgabe mit Gedichten in 14 Sprachen – Der Rhythmus des Alltags in den Städten des 20. Jahrhunderts – Dadaistische Sprachfiguren und futuristische Sprachfetzen – Avantgarde-Begriff zur literarischen Charakterisierung wie als Thema der Gedichte.  
*Wolfgang Schlott, Bremen*

### DOKUMENTATION

**12. Oktober 1492 – Eine theologische Herausforderung:** Eine Erklärung des *Vorstands der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie* – Conquista und Beginn der Neuzeit – Mißachtung und Ausrottung des anderen – Ein notwendiger Lernprozeß für die Theologie in Europa – Theologie und ihr politisch-gesellschaftlicher Kontext – Zwischen geschichtlicher Verstrickung und befreiender Praxis – Die öffentliche Verantwortung der Theologie.

### GESCHICHTE

«**Feuerverwandtschaften**» – eine **Mentalitätsgeschichte:** Interview mit dem brasilianischen Autor *Alberto Dines* – Zu einer Biographie des Theaterautors António José da Silva (1705–1739) – Ein Opfer der Inquisition – Die Verfolgung der Neu-Christen – Die ambivalente Rolle der Jesuiten – António Vieira (1608–1697) Kampf um die Reform des Inquisitionsverfahrens – Die verheerenden Folgen einer integralistischen Mentalität.

*Interview: Albert von Brunn, Zürich*

### LITERATUR

**Neues und Altes vom «selbsternannten Apostel»:** Zum neuen Paulus-Roman von *G. Messadieu* – Ein Roman mit dem Anspruch, historische Rekonstruktion zu sein – Paulus als Enkel von Herodes dem Großen – Ein häßlicher und unheilbar kranker Mensch – Getrieben von Ehrgeiz und Machtstreben – Begegnung mit dem Wunderheiler und Wanderprediger Jesus – Der Konflikt um die Berechtigung der Heidenmission – Der Widerstand der jüdisch-christlichen Jünger Jesu – Eine Mischung von wissenschaftlichen Erkenntnissen und traditionellen Stereotypen – Die äußerst fragwürdige These von Paulus als einem Judenhasser.

*Georg Langenhorst, Tübingen*

### KIRCHE

**Eindrücke und Gedanken eines Heimaturlaubers:** Nach drei Jahren Aufenthalt in Brasilien – Wider die Resignation an der Basis – Das Wechselspiel von Kompetenz und Erfahrung – Chancen aus ungewisser Zukunft – Das mißverständliche Wort vom «Depositum fidei» – Von der Kleingläubigkeit zur erneuerten Kirche – Der Wunsch nach dem offenen Wort und der sachlichen Kritik.

*Emmanuel Gniss, São José do Rio Pardo, Brasilien*

### Die Stadt Lenins

Das einstmalige Palais der Admiralität,  
Muschel im Empire-Stil, der die Venus entstieg,  
bekleidet nur mit einer Matrosenmütze.  
Es war ein kleines Wunder.

Und damit hat sich.

(...)

Stadt an der Newa. Die Dichtermetropole.  
Auf diese Mauer schrieb seine roten Verse  
der Säbel. Statt Liebesworten Kanonendonner.  
Das war die Revolution.

Und damit hat sich.

1926

Hymnisch bewegt hingegen ist sein Kollege *Vítězslav Nezval*,  
der die «heroische» Zeit der Entstehung der Sowjetmacht in  
sakrale und zauberhafte Metaphern gießt:

### Dem Andenken W. I. Lenins

Wir waren Zeugen von Zeiten  
da Dynastien aussterben  
und die Nächte ähnelten alle einander  
wie Nonnen auf Wacht vor einem Katafalk

(...)

Wenn man dieser Tage gedenkt  
wird man begreifen was Krieg ist  
wird man den Zauber der Revolution begreifen  
und die phantasmagorischen Dichter

Lest dann die Flugblätterfetzen  
und ihr werdet Lenin bewundern

(...)

1924

Eine viel breitere historische Perspektive entwickelt hingegen  
*František Halas* bei seinem Blick auf den blutgedeckten Kul-  
turraum Europa am Ende der dreißiger Jahre:

### Europa

Die ihr noch weinen könnt euch allen komme ein Lächeln  
über fallendem Laub Blättern blutsigniert von der Zeit  
und tauscht den Luxus eurer Zweifel ein in Hoffnung

Ich werde euch etwas Trauriges sagen  
Unter der schwarzen Sonne gelbem Herzen  
zeigte sich ähnlich der Karte Europas ein Fleck

Im Kanonengerülp  
der Psalmen Vollbluttext stieg aus den Städten  
in deren Eingeweiden benagt von den Ratten  
der Gegenwart Wickelbalg lag

(...)

1930

Ganz frei von solchen tragisch-fatalen Gedanken an Europa  
sahen der im finnischen Wyborg geborene *Henry Parland*  
(1908–1930) gewesen zu sein. Der bisher in keiner nennenswer-  
ten Anthologie europäischer Lyrik auftauchende finnisch-  
schwedisch Schreibende entwickelt ein spielerisch-ironisches  
Verhältnis zu seinem Kontinent:

Herrgott,  
laß uns lieber

in Geld dichten  
wie Ivar Kreuger  
oder Basil Sacharoff;  
die pfeifen auf den Nobelpreis.  
Reißen ein Blatt aus der Geschichte  
und quittieren:  
einmal Europa  
mit Dank erhalten.

1930

Von globalen Ausmaßen ist hingegen der Sarkasmus des polni-  
schen Futuristen *Stanisław Młodożeniec* (1895–1957). In zwei  
lakonisch verkürzten Texten veralbert er den immer wieder  
vergeblichen Versuch der Menschen, Frieden auf diesem Glo-  
bus zu schaffen, und gibt Empfehlungen, wie die Hungrigen  
satt gemacht werden können:

### friedenshymne

Es lebe die Welt ...

menschen – schwarze, rote, gelbe und weiße  
aus Europa – Asien – Australien –  
aus Afrika, Amerika –  
menschenscheue inselbewohner  
küßt euch auf eure farbigen schnäuzchen –  
bruderschaft – –

### SCHLABBERT DEN STILLEN OZEAN UND SPUCKT AUF DEN KRIEG

ums brot rauft sich der idiot –  
wenn kein brot da ist – eßt fliegen –  
der heilige Johannes hat heuschrecken mit honig  
gegessen –

und Gott was vorgetanzt  
dafür durfte er Gott die fingerchen küssen

(...)

glaub nur was du siehst, spürst und faßt  
und woran du dich aufhängst –  
bloß an kein papier –  
wenns dreist kaiser und papst geschrieben hat  
pfarrer und pope und mullah und rabbi  
sollen erstmal den heiligen karabiner abschaffen  
sonst machen sie die welt zum hundehaus –  
und zupfen sämtliche härchen  
aus gottes bärtchen –

(...)

1921

Die dadaistischen Weltverlachungssätze und die futuristischen  
Kakophonien durchziehen die Textlandschaften des Bandes  
wie verzweifelt-trunkene Anstrengungen, doch noch zu den  
Pforten des Paradieses zu gelangen. Obwohl alle Beteiligten  
wissen, daß die Hölle ein angenehm geheizter Billardsaal ist,  
in dem jeder Sünder nochmal Queue und Kugel zugleich sein  
darf. *Nikolai Marangosow* (1900–1967), Spätdadaist mit bulga-  
rischer Zunge, jagt in seiner Hooligan-Elegie durch seinen  
Medizinball-Schädel auf der Suche nach Liebe:

### Hooligan-Elegie

II  
Hellwach –  
mein Schädel, ah, ein Medizinball:  
Unerträgliche Gewichte.  
Und mein Dösen –  
zerfetzter Liebesbrief.

Und mein Herz –  
Hündchen ohne Dressur  
knurrt  
aus seiner Hütte  
das Dunkel an draußen.

(...)  
1923

In elegisch-heiterer Stimmung, ganz ohne Boshaftigkeit wirft *Edith Södergran* (1892–1923), eine in Petersburg aufwachsende Schwedin, die ihre ersten Gedichte auf Deutsch verfaßte, den Blick in die Hölle:

#### Die Hölle

O wie herrlich die Hölle ist!  
In der Hölle spricht keiner vom Tod.  
Die Hölle ist ins Innere der Erden gemauert  
und mit glühenden Blüten geschmückt ...  
In der Hölle sagt keiner ein leeres Wort ...

(...)

In der Hölle wird keiner krank und keiner wird müde.  
Die Hölle ist unveränderlich. Die Hölle ist ewig.

1916

Angesichts solcher Gefäßtheit erweisen sich die irdischen Landschaften, die die meisten nord- und ostmitteleuropäischen Dichter der Zwischenkriegszeit entworfen haben, auch nur als Versatzstücke eines einst mit hoher Stimmlage bejubelten Paradieses. Dennoch ist es erstaunlich, wie viele Pflanzen und märchenumwobene Tiere europäische Landschaften in der Höhenkamm-Lyrik noch bevölkern. In «Unsere Landschaft» besingt *František Halas* die Wunderwelt von Kindern auf so eindrucksvolle Weise, daß unsere frühen Lebensphasen sofort in unseren Imaginationen wiederauftauchen:

#### Unsere Landschaft

Ein Pranger ist der Himmel dieser Gegend  
in Schlummer herfliegt voll Ungeduld der Eulenfalter  
auf Kreuzwegehügeln ohne Kreuz wuchert der Vogelbeeren  
Koralle

Aufs Haupt der Kinder allein fällt die Ehrfurcht des Lichts  
umzingelt von Unschuld schlafen sie still

(...)

1930

Ich breche bewußt an dieser Stelle ab, damit der Leser sich in diese wundersamen Bilder hineinphantasieren kann, wenn er den Band vor Augen hat. Und er wird beim Querlesen, quer durch die lyrischen Landschaften ein wahres Füllhorn an poetischen Bildern, Symbolen und Allegorien entdecken. Da ist der lettische Stadtröwdy *Čaks*, der den Mond als «Sherlock Holmes des Himmels» bezeichnet, der litauische *Tysliava*, der in «Räder» die Sonne in ein Rappenaugenlicht taucht, der Finne *Hellaakoski*, der im «Lied des Hechtes» den Fisch lachend zum Wipfel einer Fichte steigen läßt. Und was gibt es nicht alles in dem Kapitel «Binnich Da-Da» zu entdecken. Der berühmte *Tristan Tsara*, rumänischer Abstammung, im französischen Exil 1963 gestorben, sprudelt seine übersinnlichen Semanteme über das rote Leben durch brodelnde Gräber. Der Pole *Bruno Jasiński* schaukelt sein Meergedicht nach Op-Art-Manier durch den «Kehlkopf des Sonnenphallus», und der Ungar *Lajos Kassák* «kämmt Herrn Lischpitz unter den Bäumen sein schönes Haar», wobei die Buchstaben größer und kleiner werden, sich in Signale verwandeln. Die Fülle der kuriosen Gedanken und fetzigen Bilder erlaubt keine abschließende Betrachtung. Vielleicht sollten einige Beobachtungen genügen. In der Mehrheit der lyrischen Texte triumphiert die Respektlosigkeit vor Ideologien, Ideenträgern und geographischen Räumen. Deshalb fehlen auch die Hinweise auf die Nützlichkeit von technischen Geräten und politischen Utopien, die doch in der Zeit zwischen 1920 und 1930 sehr oft das Spielzeug der sowjetischen Barden waren. Dafür erwartet den Leser eine anregend-abenteuerliche Reise durch die nationalen Poesielandschaften, deren wichtigste Vertreter mehrmals in dem voluminösen Band auftreten: als Textbuchautoren, als Verfasser von Einzelbänden und Teilnehmer in Lyrik-Anthologien und als bio-bibliographische facta. Die deutschsprachigen Übertragungen sind von hoher poetischer Adäquatheit; rhythmische Strukturen der jeweiligen Poetiken sind in die Zielsprache übernommen worden; der poetische Raum (auch in seinen graphischen Markierungen) zwischen den einzelnen Texten ist nicht allzu eingeengt worden: ein Band also, an dem der lyrikerinteressierte Leser seinen Spaß haben wird, der aber auch als Nachschlagewerk für die europäische lyrische Moderne verwendet werden kann. *Wolfgang Schlott, Bremen*

## 12. Oktober 1492 – Eine theologische Herausforderung

Der Vorstand der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie hat nachfolgende Erklärung zum 500. Jahrestag der Entdeckung, Eroberung und christlichen Missionierung Lateinamerikas veröffentlicht, in der vor allem die Bedeutung für die heutige Theologie in Europa bedacht wird. (Zum 1. Kongreß der 1989 gegründeten Gesellschaft vgl. W. Lesch, in: *Orientierung* 56 (1992), S. 101–104.)

Die Erklärung trägt den Titel: *12. Oktober 1492. Eine Herausforderung für die Europäische Theologie. Erklärung des Vorstandes der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie vom 25. Oktober 1992.* Sie ist unterzeichnet von den Vorstandsmitgliedern: Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen, Prof. Dr. Helmut Juros, Warschau, Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen, Prof. Dr. Herlinde Pissarek-Hudelist, Innsbruck, Prof. Dr. René Simon, Paris.

*Hinweis:* Zum 12. Oktober 1492 als «einer theologischen Herausforderung» haben sich unter anderen folgende lateinamerikanische Theologen geäußert: Comisión de Estudios de Historia de la Iglesia en America Latina (CEHILA), Declaración de Santo Domingo, in: *Cristianismo y Sociedad* 27 (1989) Heft 4, S. 109ff.; J. A. Beozzo, *Evangelização e V Centenario – Passado e futuro da Igreja na América*

Latina. Vozes, Petrópolis 1991; L. Boff, *Quinientos años de evangelización. De la conquista espiritual a la liberación integral.* Sal Terrae, Santander 1992; E. Dussel, Hrsg., *The Church in Latin America 1492–1992.* Burns & Oates, Tunbridge Wells/Kent 1992; I. Ellacuría, *Fünfhundert Jahre Lateinamerika: Entdeckung oder Verschleierung?* in: P. Rottländer, Hrsg. *Die Eroberung Amerikas und wir in Europa.* (Misereor – Berichte und Dokumente, 5). Aachen 1992, S. 132–147; G. Gutiérrez, *Hacia el quinto centenario,* in: *Paginas Nr. 99* (1989), S. 7–15; G. Meléndez, Hrsg., *Sentido Histórico del V Centenario (1492–1992).* DEI, San José/Costa Rica 1992; XI Congreso de Teología, Hrsg., *V Centenario. Memoria y Liberación.* 11–15 Septiembre 1991. Centro Evangelio y Liberación, Madrid (1992); vgl. außerdem folgende Beiträge in der *Orientierung*: P. Suess (500 Jahre Christentum in Lateinamerika. Herausforderungen einer nachkolonialen Evangelisierung, in: Jg. 55 [1991] S. 207–211); E. Kräutler (Die Nacht ist noch nicht vorüber ... in: Jg. 56 [1992] S. 65–72; Wiederholt sich die Geschichte? in: Jg. 56 [1992] S. 80–84) und J. Sobrino (Aus der Sicht Lateinamerikas, in: Jg. 56 [1992] S. 125–130; Ein Wort der Gnade, Überlegungen für Europa aus der Sicht Lateinamerikas, in: Jg. 56 [1992] S. 138f.).

Red.

Der 500. Jahrestag der Entdeckung, Eroberung und christlichen Missionierung Lateinamerikas hat in den katholisch-theologischen Fakultäten Europas zu zahlreichen Vorlesungen, Seminaren und Diskussionen Anlaß gegeben. Gewichtige Publikationen haben zu einer vertieften Sicht dieser Ereignisse und ihrer Wirkungsgeschichte geführt. Dabei ging es in diesen theologischen Arbeiten in der Regel weder um eine rein historische Erinnerung noch um eine Vergegenwärtigung der komplexen Wirkungsgeschichte dieser europäischen «Entdeckung» und Eroberung. In vielen Veröffentlichungen wurde vielmehr das immense sozio-politische, ökonomische und kirchliche Spannungsfeld sichtbar, in dem Indianer, Afrikaner, Europäer und Mestizen, Frauen und Männer seit 500 Jahren stehen. Mit Beschämung und Erschütterung stehen wir als europäische Theologinnen und Theologen vor den unfäßbaren Greueln und Brutalitäten, die an der Schwelle der Neuzeit geschahen. Auch heute noch sind Vertreibung, Ausbeutung und Vernichtung nicht nur in diesem Kontinent Mittel der Durchsetzung eigener Interessen und Ausdruck der Mißachtung gegenüber dem Recht des anderen auf sein Anderssein. Was wir in unserem Jahrhundert unter Namen wie Auschwitz, Archipel Gulag und Hiroshima erfahren haben, hat seine geschichtlichen Wurzeln in der mangelnden Bekehrung und Schuldeinsicht angesichts der Kolonialgeschichte und ihrer Zerstörung und Vernichtung von Menschen. Dabei genügt es nicht, die Gier und die Korruption in den Charakteren von Konquistadoren zu sehen; der gesellschaftliche und kirchliche Sündenfall muß aufgearbeitet werden, der in einen solchen Widerspruch von christlichem Selbstverständnis und sittlichem Gewissen geführt hat. Die begriffliche Analyse der Theologie muß die erforderliche praktische Änderung hervorrufen, begleiten und aus ihr leben.

Bei der kritischen Beurteilung der geschichtlichen Ereignisse, der Menschenopfer, die dieses Unternehmen gefordert hat, der kulturellen Verwerfungen, ja Auslöschungen von Kulturen wie der neuen Gestaltwerdung von Glauben in einer Mischung der Kulturen sind Einsichten herausgearbeitet worden, die für die europäische Theologie heute von großer Bedeutung sind.

Der Vorstand der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie hat sich auf seiner Sitzung vom 24./25. Oktober 1992 mit diesen bedrängenden Fragen beschäftigt. Der folgende Text sucht die Herausforderungen, welche sich für die europäische Theologie ergeben, zu erarbeiten. Sein Ziel ist es, den Dialog unter den europäischen Theologinnen und Theologen zu vertiefen und

- zu einer grundsätzlichen Besinnung auf die Arbeitsweisen und methodischen Probleme der Theologie zu führen,
- auf die Auswirkungen bezüglich der Ekklesiologie und benachbarter theologischer Gebiete und
- auf die öffentliche Verantwortung von Theologinnen und Theologen in Kirche und Gesellschaft aufmerksam zu machen.

Daraus ergeben sich zugleich Gesichtspunkte für die kommende Arbeit der Europäischen Gesellschaft.

### Theologie im Kontext

Das Jahr 1492 markiert die Schnittstelle zwischen der Epoche des Mittelalters und dem Zeitalter der Moderne. Die Eroberer kamen aus einer öffentlichen Ordnung und Kultur, die gleichermaßen von Papst und Kaiser repräsentiert wurde. Es war die Vorstellung eines politisch und religiös geeinten *orbis christianus*, einer «cristiandad», die sich als die göttlich und menschlich legitimierte Daseins- und Kulturform der Menschheit verstand. Der Umgang mit Heiden oder «Barbaren», mit Juden und Muslimen, selbst mit Frauen in der christlichen Gesellschaft, die alle nicht als volle Rechtssubjekte anerkannt wurden, war das Paradigma für die Begegnung mit den Fremden in der Neuen Welt.

Die Theologie jener Zeit trägt bis in ihre Verästelungen hinein die Signatur dieses Kontextes. Die kraftvolle Schärfe der biblischen Differenzierung (vgl. Hebr 4, 13) zwischen dem Reich Gottes und den menschlichen Machtgebilden, besiegelt im Kreuz Jesu Christi, ist weitgehend abgestumpft und durch zahlreiche interessengeleitete Vermittlungen verschleiert.

Ohne dessen gewahrt zu werden, ist die Theologie so weitgehend vom zeitgeschichtlichen Kontext bestimmt, daß ihr der Blick in den Spiegel des Evangeliums angesichts der neuen Situation kaum gelingt (vgl. Jak 1, 22–24).

Nur einzelne Theologen gelangen aufgrund ihrer Hinwendung zum biblischen Glaubenszeugnis wie zur realen Not der fremden Menschen zu einem angemessenen Urteil über die Situation. Die Berichte von den Greueln der Encomendados treiben sie an, in gründlicher begrifflicher Arbeit neue philosophische und theologische Ansätze eines naturrechtlich orientierten Menschen- und Völkerrechtes zu entwickeln. Andere arbeiten unter Einsatz ihres Lebens an einer den Betroffenen angemessenen katechetischen Vermittlung.

Zeigt sich in der zweckorientierten Rationalität der Eroberer, die sich der Menschen als Arbeitskräfte und Handelsware bemächtigen, ein Anfang neuzeitlicher Eindimensionalität und eines alles instrumentalisierenden Verstandes, so bilden solche theologischen Innovationen die Anfänge einer Theologie der Neuzeit.

Dieser Vorgang zeigt, wie die Theologie, die immer von einem Kontext durchwoben ist, gerade in der Thematisierung dieser Kontextualität die Kraft eines Denkens aus dem Evangelium gewinnt. Die Topoi, das heißt die «Orte» oder «Häuser», aus denen sie ihre Perspektiven, ihre Argumente und ihre geistige Überzeugungskraft gewinnt, sind maßgeblich das biblische Zeugnis selbst und – in nachgeordneter Weise – die übrigen kirchlichen Bezeugungsgestalten des Glaubens. Melchior Cano († 1560) nennt darüberhinaus als allgemeine Topoi die Autorität der großen Denker und Juristen, die Vernunft und die Geschichte. Im Blick auf die Erfahrungen zu Beginn der Neuzeit wird man mit Fug und Recht sagen können, daß die schärfste Weise der Wirklichkeitserfahrung die vorurteilsfreie Wahrnehmung der Armen und Marginalisierten, der Ausgebeuteten und Geopferten ist. Wenn Theologie Auslegung des Glaubens in und für die Zeit ist, dann wird sie von diesem, die übrigen allgemeinen Topoi gleichsam in magnetischen Feldlinien ordnenden Topos nicht absehen können.

Es entspricht diesen Neuaufbrüchen in der europäischen Theologie an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, wenn heute die lateinamerikanische Theologie der Befreiung, getrieben von der Not vieler Menschen in diesem Kontinent, bedrängt durch die strukturelle Gewalt in dieser Gesellschaft, die europäischen Theologen an diese Zusammenhänge erinnert.

### Zwischen geschichtlicher Verstrickung und befreiender Praxis

Die historischen und theologischen Reflexionen und Arbeiten anläßlich des 500. Jahrestages der «Entdeckung» haben schonungslos gezeigt, wie sehr die Kirche der damaligen Zeit in das Gewebe der Macht und Gewalt verstrickt war. Dies gilt für das Volk Gottes, die *congregatio fidelium*, ebenso wie für ihre Hirten. Die Dunkelheit, ja die Finsternis, die weite Teile dieser Geschichte umhüllt, macht Kirche oftmals nahezu ununterscheidbar im weltlichen Getriebe. Demgegenüber gründet die Erkennbarkeit und Unterscheidbarkeit von Kirche in dem biblischen Kriterium: «Daran soll die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr einander liebt» (Joh 13, 35). Es sind einzelne Lichtgestalten – Bischöfe, Ordensleute, Laien, Frauen und Männer –, die dieses Dunkel aufhellen und das wahre Antlitz der Kirche erkennen lassen. Aus ihrer neuartigen theologischen Sicht suchen sie die Pastoral ebenso zu prägen, wie sie sich auf den ersten Synoden des neuen Kontinents zu Wort melden. Ihre theologisch-pastorale Arbeit wäre nicht möglich gewesen ohne das Echo, das ihre Botschaft vom Evangelium

bei den Indios, den afrikanischen Sklaven und vereinzelt auch bei spanischen und portugiesischen Familien gefunden hat. In diesen Gemeinden leuchtet das Wesen von Kirche auf.

Es sind jene gleichen Jahrhunderte, in denen sich in der Theologie in einer ganz neuen Weise die ekklesiologische Reflexion ausbildet. Während die Sakramententheologie im Mittelalter noch der Christologie zugeordnet war, wird sie jetzt in die Ekklesiologie eingefügt. Das Verhältnis der Kirche zu den sich herausbildenden modernen Staaten wird näher bestimmt. Diese Entwicklung setzt sich bis zum ersten und zweiten Vatikanischen Konzil fort. Es erstaunt, in welchem Maß innerhalb dieser Ekklesiologie die theologische Betrachtung der konkreten Gestalten von Kirche mit ihren Licht- und Schattenseiten entfällt. Strukturelle, oftmals hierarchologische Erörterungen überwiegen. Ideologiekritische Ansätze werden kaum vorgebracht. Das Bedenken des Mysteriums der Kirche in dieser von Sünde und Gewalt gekennzeichneten Geschichte bleibt aus. Auch nach dem II. Vaticanum ist diese Forderung in vielfacher Hinsicht noch nicht eingelöst. Dabei ist dankbar anzuerkennen, daß durch die pastorale Orientierung des II. Vaticanums, durch mannigfache Ansätze, zum Beispiel im Bereich der Pastoraltheologie und der Liturgiewissenschaft, manches in Fluß gekommen ist. Die Ausbildung der kirchlichen Soziallehre, die als ein Moment in der Heilssendung der Kirche verstanden wird, hat das Verhältnis Kirche – Gesellschaft verändert und in ein produktives Spannungsverhältnis gebracht. Nicht zu übersehen ist allerdings die anstehende Aufgabe, die Vorstellung der Kirche als Sakrament für die Völker zu vertiefen. Die in der kirchlichen Soziallehre erarbeiteten, für jede menschliche Gesellschaft geltenden Prinzipien müssen auch im Hinblick auf die Kirche bedacht werden. Die Kirche muß als geschichtlich verfaßtes Subjekt in der Interaktion mit anderen Körperschaften und der Gesellschaft analysiert werden.

### Theologie in öffentlicher Verantwortung

In zahlreichen Veröffentlichungen dieses Jahres wurde Bezug genommen auf die große Disputation zwischen Bartolomé de las Casas und seinem Gegner Sepulveda. In dieser Disputation von 1551 vor Karl V. verdichtet sich wie in einem Sinnbild die öffentliche Verantwortung von Theologinnen und Theologen. Die tiefere Legitimation der neuen Gesetze, die Kritik an den Gewalttätigkeiten der Eroberer bedurften neben einer philosophischen einer theologischen Begründung, die nur in einem leidenschaftlichen Streit mit anderen philosophisch-theologi-

schen Sentenzen zu Gehör zu bringen war. Die schwierige Wahrnehmung dieser öffentlichen Verantwortung hat sich gerade in der Geschichte Lateinamerikas wie Europas fortgesetzt. Die Geschichte kennt allerdings auch mißlingende Versuche. Unter dem Mißlingen wird hier nicht eine gewisse politische oder gesellschaftliche Vergeblichkeit verstanden. Ein solches Scheitern wenigstens partieller Art ist von vorneherein mit in Betracht zu ziehen. Gemeint sind vielmehr scheiternde Versuche, weil bei den betreffenden Theologen die Voraussetzungen zur Wahrnehmung einer solchen öffentlichen Verantwortung nicht hinreichend erfüllt waren: Las Casas hatte sich in der Frage der afrikanischen Sklaven schwer geirrt. In dieser Situation vor Karl V. hat er dagegen kompetent gehandelt. Er erfüllte die erforderlichen Voraussetzungen, weil er mit der prekären Situation, den herrschenden Verhältnissen aufs beste vertraut war und über Einsicht in die öffentlichen Machtverhältnisse und ihre gebräuchlichen Spielregeln verfügte. Diese Sachkenntnis in bezug auf die Problemlage verband sich bei ihm mit einer tiefen, vom Evangelium her gespeisten Spiritualität und der entsprechenden philosophisch-theologischen Bildung.

Die bedrängenden Probleme in Europa, die unerträglichen Spannungen zwischen der sogenannten Dritten Welt und den Industrienationen rufen die Theologie heute ebenso wie damals in die öffentliche Verantwortung. Im Rahmen der umfassenden Sendung der Kirche für die Menschen haben die Theologinnen und Theologen ihren unaufgebbaren eigenen Platz einzunehmen. Wir werden dieser Aufgabe nur entsprechen können, wenn wir uns in unserer theologischen Arbeit heute diesen großen menschheitlichen Sachproblemen stellen, Verstehens- und Beurteilungskriterien – auch durch die Auseinandersetzung mit den modernen Gesellschaftswissenschaften – ausbilden und – getragen vom Geist des Evangeliums – Einwendungen vortragen.

In seinem Rückblick auf die Arbeit des ersten Kongresses unserer Gesellschaft in Stuttgart hat der Vorstand festgestellt, daß die genannten Reflexionslinien die Arbeit in den Referaten, Arbeitskreisen und Diskussionen geprägt haben. Ebenso sind diese Aspekte in den Vorschlägen zur thematischen Ausgestaltung des nächsten Kongresses berücksichtigt. Der Vorstand wird sich bemühen, im Sinne dieser offenen Reflexionen weiterzuarbeiten und durch den Austausch mit theologischen Gesellschaften aus Amerika wie aus Afrika und Asien den Dialog um die großen anstehenden Probleme der Theologie zu fördern.

## «Feuerverwandtschaften» – eine Mentalitätsgeschichte

Interview mit dem brasilianischen Autor Alberto Dines

Alberto Dines (60) ist einer der bekanntesten brasilianischen Journalisten und Historiker. Er stammt aus Rio de Janeiro und ist Sohn jüdischer Eltern, die in den zwanziger Jahren aus der Ukraine nach Brasilien ausgewanderten. Er arbeitete für verschiedene brasilianische Zeitungen, darunter *Visão*, *Manchete*, *Ultima Hora*, *Diário da Noite* und *Jornal do Brasil*. 1968 wurde er vom brasilianischen Militärregime verhaftet, 1974 mußte er den Redaktorensessel nach hartem Kampf mit der politischen Zensur räumen. 1974–1975 unterrichtete er Journalismus an der Columbia University (New York) und veröffentlichte 1981 ein Buch über den Tod von Stefan Zweig: *Morte no Paraíso*<sup>1</sup>. 1988 übersiedelte er nach Portugal, um sich einem großen Projekt zuzuwenden: der Biographie des 1739 von der Inquisition ermordeten Theaterdichters *Antônio José da Silva*

(1705–1739). Dieses Buch, *Vínculos do Fogo*<sup>2</sup>, ist der Gegenstand des folgenden Interviews, das er der *Orientierung* gewährte. Das Gespräch führte *Albert von Brunn*.

*Orientierung (O)*: In seinem Buch *Intégrismes*<sup>3</sup> vertritt der französische Philosoph Roger Garaudy die These, die verschiedenen Integralismen unserer Zeit stellen die größte Gefahr für die Menschheit am Ende des 20. Jahrhunderts dar. Können Sie, Herr Professor Dines, aufgrund Ihrer langjährigen Forschungsarbeit über die Inquisition dieser These zustimmen?

*Alberto Dines (D)*: Integralismen, Fanatismen und Fundamentalismen sind verschiedene Namen für ein und dasselbe

<sup>1</sup> Alberto Dines, *Morte no Paraíso: a tragédia de Stefan Zweig*. Nova Fronteira, Rio de Janeiro 1981.

<sup>2</sup> Alberto Dines, *Vínculos do Fogo: Antônio José da Silva, o Judeu, e outras histórias da Inquisição em Portugal e no Brasil*. Vol. I. Companhia das Letras, São Paulo 1992.

<sup>3</sup> Roger Garaudy, *Intégrismes*. Belfond, Paris 1990.

Phänomen: das intolerante und undemokratische Beharren auf dem Prinzip der absoluten Wahrheit. Der religiöse Integralismus ist der gefährlichste, denn er neigt dazu, Glauben und politische Macht miteinander zu verknüpfen. Der Macht wird so eine göttliche Unfehlbarkeit zugesprochen, die die Grundfreiheit zu denken und zu wählen ausschließt.

Keine Religion ist gegen Fundamentalismus gefeit, selbst wenn es sich dabei um Abspaltungen handelt, die als Reaktion gegen den Machtanspruch anderer aufgetreten sind. Dies gilt beispielsweise für den Protestantismus oder den schiitischen Zweig des Islam, sogar für das Judentum, dem es in der Diaspora gelang, sich weitgehend von Klerikalismus freizuhalten. In Israel jedoch kann man seit 1977 – als die religiösen Führungskräfte zu einem politischen Machtfaktor wurden – eine gefährliche fundamentalistische Tendenz ausmachen, die in einer Theokratie enden könnte, was unweigerlich die Prinzipien der Gleichheit und Menschlichkeit hinwegfegen würde, auf denen dieser Staat aufgebaut wurde.

O: Dürfen wir Sie bitten, uns kurz die Entstehung Ihres Buches *Vínculos do Fogo* zu schildern, in dem der Dramatiker *António José da Silva* (1705–1739) eine zentrale Rolle einnimmt?

D: *Vínculos do Fogo* (Feuerverwandtschaften) ist die Biographie des *António José da Silva*, eines Zwangsbekehrten aus Rio de Janeiro, der sich nach seiner ersten Verhaftung durch die Inquisition in Lissabon zu einem Erneuerer des portugiesischen Theaters entwickelte, anschließend erneut verhaftet und mit 34 Jahren 1739 im Autodafé in Lissabon hingerichtet wurde.

Es handelt sich jedoch nicht um eine herkömmliche Biographie, denn es ist auch von seinen Vorfahren die Rede, die ebenfalls mit dem Sanctum Officium in Konflikt kamen, sowohl in Portugal als auch in Rio de Janeiro seit Beginn des 17. Jahrhunderts. Man kann nicht – wie ich im Vorwort erwähne – «die Geschichte des Opfers schreiben, ohne die Institution in Betracht zu ziehen, die seinem Leben ein Ende bereitete». Und so ist *Vínculos* eben auch eine detaillierte Untersuchung über Vorgehen und Mentalität des inquisitorischen Prozesses.

O: Eines der Themen des vorliegenden Buches ist die Rolle des Jesuitenordens, der im 17. Jahrhundert versuchte, die portugiesische Inquisition abzuschaffen. Andererseits ist es bekannt, daß die Jesuitenhäuser in Brasilien die Inquisitoren aus Portugal während der Visitationen beherbergten. Wie ist diese schwankende Haltung zu erklären?

D: Im Laufe meines Buches gehe ich ausführlich auf die Rolle der Jesuiten ein. Im ersten Kapitel, das detailgetreu das Autodafé beschreibt, das zum Tod von *António José da Silva* führte, zeige ich die bemühende und lächerliche Rolle der Jesuiten, die die Verurteilten bis zum Scheiterhaufen begleiten mußten – dies mit dem Zweck, sie dazu zu überreden, «gut zu sterben», d. h. gemäß dem Gesetz Christi und nicht dem Gesetz Mose. Wenn die Überredungskünste erfolgreich waren, wurde der Verurteilte zuerst erwürgt und dann verbrannt (so bei meiner Hauptfigur). Andernfalls – und dies war die Ausnahme – wurde er bei lebendigem Leibe verbrannt. Man weiß, daß der «Brasilien-Apostel» *José de Anchieta SJ* (1534–1597) bei der Hinrichtung des einzigen Opfers der Inquisition in Brasilien eine solche Mission auszuführen hatte.

Die Visitationen des Sanctum Officium in Brasilien (zumindest diejenigen formellen Charakters) fanden tatsächlich in den Kollegien des Jesuitenordens statt. Mehr noch: die Kommissare der Inquisition waren ausnahmslos Angehörige dieses Ordens aus dem schlichten und einfachen Grund, weil sie die beste Ausbildung besaßen – im Gegensatz zu Geistlichen anderer Ordenszugehörigkeit.

Auch die Untersuchungen (*inquirições*), die vom Obersten Rat der Inquisition (*Conselho Geral do Santo Ofício*) verordnet wurden – sei es auf Betreiben der Verurteilten oder der Anklage – wurden am selben Ort und unter Leitung des Jesui-

ten-Kommissars durchgeführt, so in Rio de Janeiro im 18. Jahrhundert. Dort diente das Kolleg auch als Gefängnis für die Neuchristen (*crístãos-novos*), die auf die Schiffe warteten, die sie nach Lissabon bringen sollten. Aber die Haltung des örtlichen Kommissars, des Sizilianers *D. Estêvão Gandolft*, war äußerst nachsichtig. Seine Gutachten und Zeugenaussagen begünstigten die Angeklagten, selbst wenn ihnen unabweisbar jüdische Praktiken nachgewiesen werden konnten – so bei der Mutter meiner Hauptfigur, *Lourença Coutinha*.

Diese Ambivalenz ist dennoch viel menschlicher als der Integralismus der Dominikaner, die für die Schaffung und den Erhalt der Inquisition während fast sieben Jahrhunderten verantwortlich sind. Meine Faszination angesichts dieser ambivalenten Haltung äußert sich darin, daß einer der Erzähler – derjenige im vierten Kapitel – ganz offensichtlich ein Jesuitenpater ist.

O: Pater *António Vieira* (1608–1697) ist trotz aller Bemühungen – insbesondere der Görresgesellschaft – bei uns eine weitgehend unbekannt Persönlichkeit geblieben. Wie würden Sie aufgrund Ihrer Arbeit die Rolle dieses großen Kämpfers beurteilen?

D: Das dritte und das vierte Kapitel des Buches sind Pater Vieira und seinem Kampf für eine Änderung der inquisitorischen Methoden gewidmet. Ich persönlich habe eine große Verehrung für diesen Mann – nicht nur wegen seiner literarischen Bedeutung (man nennt ihn *o imperador da língua*), sondern auch wegen seines politischen Projekts: Vieira war ein Vorläufer der Ökumene und des jüdisch-christlichen Dialogs in seinen Diskussionen mit dem Rabbiner *Menessé Ben Israel* in Amsterdam; er erfaßte die Bedeutung Brasiliens und seinen Bedarf nach Kapital, das in die Entwicklung des Landes investiert werden mußte. Er träumte aber auch von der Rückkehr der Juden nach Portugal, die eine universelle Verbrüderung der Menschheit einläuten sollte.

Meine Hoffnung ist, daß anlässlich seines vierhundertsten Todestages in fünf Jahren (1997) die authentische Dimension dieses Giganten der luso-brasilianischen Kultur erfaßt und vermittelt werden kann, der die Königin Christina von Schweden begeisterte, als sie ihn in Rom predigen hörte.

O: *Anita W. Novinsky* vertritt in ihrem bekannten Buch über die Inquisition<sup>4</sup> die These, wonach das schlimmste an der Inquisition nicht die Autodafés und die Hinrichtungen waren, sondern die Mentalität, die das Sanctum Officium schuf, die künstliche Teilung der Gesellschaft in «Reine» und «Unreine», Alt-Christen und Neu-Christen. Ist das auch Ihre Ansicht?

D: Ich bin sehr skeptisch gegenüber den kategorischen Behauptungen unserer bekannten Historikerin, auch wenn sie Inquisition und Nationalsozialismus vergleicht. Die Mentalität, die durch die inquisitorische Institution entsteht, ist zweifellos schädlich. Man darf aber auch nicht die Maschine des Terrors verharmlosen, die den Geist vernichtete und in Portugal jeden Fortschritt verunmöglichte. Obwohl die spanische Inquisition grausamer war und länger wirkte, wurden in Spanien die Neubekehrten nicht zu Bürgern zweiter Klasse, den sogenannten «Neu-Christen» (*crístãos-novos*). Die spanischen Neubekehrten gliederten sich müheelos in die Gesellschaft ein. Auf diesen Unterschied weist Spinoza in seinem berühmten Theologisch-Politischen Traktat hin.

O: Die Präsenz der Inquisition in Brasilien ist in Europa nahezu unbekannt. Selbst Lektoren katholischer Verlage sind überrascht angesichts dieser Tatsache. Ihr Buch ist zweifellos eine ausgezeichnete Einführung in die Materie. Aber warum werden die Quellen nicht publiziert? Die Berichte der Visitationen zum Beispiel?

D: Es gibt in Europa gravierende Vorurteile gegenüber allem, was sich im Süden abspielt, selbst wenn es sich um die bekanntesten kulturellen Ausdrucksformen handelt. Wir sind zum

<sup>4</sup> Anita W. Novinsky, *A Inquisição*. Brasiliense, São Paulo 1982.

Kult des Exotischen und zum «Tropicalismo» verurteilt. Ich habe Ihnen noch einen schlimmeren Fall zu bieten: Ein deutscher Verleger weigerte sich, meine Zweig-Biographie zu prüfen ... mit der Begründung, ein Brasilianer habe nichts Neues über den österreichischen Schriftsteller beizutragen. Dabei vergaß der illustre Gralshüter der deutschen Kultur, daß Zweig in Brasilien Selbstmord beging und zu diesem Land eine seltsame Beziehung – halb Bewunderung, halb Verzweiflung – unterhielt, wie ich in *Morte no Paraiso* nachgewiesen habe.

Ich meine, es wäre sehr zu begrüßen, wenn in einer anderen Sprache die Quellen zur Geschichte der Inquisition Brasiliens (und ganz Lateinamerikas) veröffentlicht würden. Dennoch meine ich, sie sollten zuerst einmal vollumfänglich in portugiesischer Sprache greifbar sein. Vergessen Sie nicht, daß die bisher publizierten Bände über die Visitationen nur einen Teil der vorhandenen Dokumentation umfassen. Es wäre äußerst wertvoll, wenn die vorhandenen Mittel dazu eingesetzt würden, die unpublizierten Dokumente in ihrer Originalsprache herauszubringen und erst in einem zweiten Schritt auch in andere Sprachen zu übersetzen.

O: Gibt es nach diesen Strömen von Blut und Leid eigentlich noch etwas zu feiern im Jahre 1992?

D: Ich lasse mich von keinem Revanchismus hinreißen, ich will nicht mit der Vergangenheit Rechnungen begleichen. Die Entdeckung Amerikas ist ein Meilenstein der Menschheitsgeschichte. Was mit den Indios geschah, passierte auch mit den anderen kolonisierten Völkern Asiens, Afrikas und selbst Europas. Kolumbus war auch nicht schlimmer als die römischen Kaiser, die muselmanischen Herrscher oder die Groß-Moguln. Wir können nicht den Fortschritt der Menschheit negieren und noch weniger den Preis, der um seinetwillen bezahlt wurde.

Was es zu vermeiden gilt, sind die blutigen Folgen des Fortschritts. Der Determinismus, wonach die Erlösung erst nach der Apokalypse kommen werde, hinterließ tiefe Spuren selbst im säkularen und wissenschaftlichen Denken. Die Meinung, wonach die Ziele die Mittel heiligen, führt unweigerlich zu Rückschritt. Das Ende der Integralismen, Fanatismen, Fundamentalismen und Totalitarismen wird die zweite und endgültige Aufklärung sein: der Mensch wird sich bessern und – meiner Meinung nach – auch Gott näher kommen, wenn er die absoluten Gewißheiten aufgibt, dem Zweifel seinen Platz einräumt und damit der Verpflichtung zum Nachdenken und Suchen. (Interview 19. 10. 1992)

## Neues und Altes vom «selbsternannten Apostel»

Paulus als literarische Figur

Gewiß ist es kein Zufall, daß sich in den letzten beiden Jahrzehnten vor der Jahrtausendwende gerade die Gattung des historischen Romans einer neuen Beliebtheit erfreut. Romane über im Europa des Mittelalters herumziehende Wanderdoktoren, über detektivische Bettelmönche in Italien oder über geheimnisumwobene Ereignisse zu Zeiten der frühkeltischen Zivilisation führen die Bestsellerlisten an. Und ebensowenig kann es als Zufall betrachtet werden, daß im Rahmen dieser fiktiv-phantasievollen Wiedererschließung der Vergangenheit auch die Historizität biblischer Figuren neu ins Zentrum des Interesses einer größeren, auch religiös nichtgebundenen Öffentlichkeit gerät.

An erster Stelle ist hier auf die Zentralgestalt des christlichen Glaubens zu verweisen, auf Jesus von Nazareth: die vielgestaltige Tradition des Jesusromans erlebt eine regelrechte theologisch wie literarisch beachtenswerte Renaissance.<sup>1</sup> Neben Jesus gerät aber auch die zweite große, von Rätseln und Fragen umwobene Gründergestalt des Christentums neu in den Blick: Paulus. Während sich die Exegeten und Systematiker mit nicht erlahmendem Enthusiasmus in filigrane Detaildebatten über die theologischen Spitzenaussagen und religionsgeschichtlichen Winkelzüge dieses Weltgeschichtsprägers stürzen, bleibt das biographische Profil des konkreten Menschen Paulus, des jüdischen Zeitgenossen Jesu, meistens seltsam unscharf. Aus den letztlich kaum zu harmonisierenden und in ihrer historischen Zuverlässigkeit in sich selbst fraglichen Daten der Apostelgeschichte auf der einen Seite und den Paulusbriefen auf der anderen wird ein so oder so geartetes Mischbild entworfen. Stets wird das biographische Interesse vom theologischen überlagert.

Diese vielleicht historisch-wissenschaftlich gebotene Zurückhaltung hinsichtlich des Menschen Paulus, seines Lebens, seines Charakters, seiner physischen und psychischen Konstitution, wird nun gerade von der frei ausgestalteten Literatur durchbrochen. Wer ist er, dieser Mensch Paulus? Vom Saulus

zum Paulus, wie kann diese sprichwörtliche Transformation vor sich gegangen sein? Was hat es mit den traditionellen Vorurteilen gegen diesen vermeintlichen «Frauen-Hasser», «Juden-Bekämpfer» und «Petrus-Opponenten» auf sich? Angesichts der kontroversen Quellenlage, der weltgeschichtlichen Wirkungsgeschichte und der umstrittenen Letzteinschätzung gibt es nur wenige historische Gestalten, die sich für eine literarische Ausgestaltung als so reizvoll und schwierig zugleich erweisen.

### Stufen der literarischen Paulus-Rezeption

Kein Wunder also, daß die Weltliteratur allein unseres Jahrhunderts zahlreiche literarische Paulusbearbeitungen kennt. Als Gattung herrscht zunächst das Drama<sup>2</sup> eindeutig vor. Zwei Grundtypen der Rezeption sind dabei zu unterscheiden: Einerseits finden sich Versuche, Konflikte um Paulus in seiner Zeit darzustellen, so etwa, um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen, bei dem Iren *George Moore* («The Apostle» 1911), bei *Franz Werfel* («Paulus unter den Juden» 1926) oder bei dem Österreicher *Rudolf Henz* («Die große Entscheidung» 1954). Demgegenüber steht der Rezeptionstypus der Transfiguration, in dem versucht wird, moderne oder heutige Figuren im Licht des jeweiligen Vorbildes zu sehen. Auf Paulus angewandt findet sich dieses Verfahren in der berühmten Dramen-triologie «Nach Damaskus» (1898–1902) aus der Feder des Schweden *August Strindberg* oder in dem expressionistischen Drama von *Rolf Lauckner*, «Der Sturz des Apostels Paulus» (1918).

Neben dieser umfangreichen dramatischen Paulusrezeption trat der Typus des Paulusromans zunächst eher in den Hintergrund. So war hier neben dem zunächst auf Englisch erschienenen, dann auch ins Deutsche übersetzten Roman «Der Apostel» (1943) des auf weitgehend schriftgetreue, weitausschweifende Bibelromane spezialisierten jiddischen Schriftstellers *Schalom Asch* zunächst nur noch der historische Volksroman «Paulus aus Tarsos» (1951) der unter dem Pseudonym *Gerhart Ellert* schreibenden Österreicherin *Gertrud Schmieger* anzu-

<sup>1</sup> Zur literarischen Jesusrezeption bis 1978 vgl. die Basisstudie: Karl-Josef Kuschel, *Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. München 1987; zur Entwicklung seit 1978 vgl. Georg Langenhorst, *Die literarische Wiederentdeckung Jesu in Romanen der achtziger Jahre*, in: *Stimmen der Zeit* 117 (1992), S. 751–760.

<sup>2</sup> Siehe hierzu die alte, aber durchaus noch lesenswerte Studie von Wilhelm Emrich, *Paulus im Drama*. Berlin-Leipzig 1934, Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur Bd. 13.

führen. Wie in *Luise Rinsers* «Mirjam»-Roman (1983) taucht er darüberhinaus als «selbsternannter Apostel» nur als Randfigur auf.

Um so bemerkenswerter, daß sich in den letzten Jahren gleich vier sehr verschiedenartige, zumindest im weitesten Sinne literarische Annäherungen an Paulus in Romanform finden. So legte der Berliner Schriftsteller *Dieter Hildebrandt* 1989 ein multiperspektivisches romanhaftes Porträt unter dem programmatischen Titel «Saulus/Paulus. Ein Doppelleben» vor, in dem unter Aufarbeitung der verschiedenen Ströme der Paulusrezeption sehr bewußt die bleibende Widersprüchlichkeit des Apostels aufgezeigt wird. Zwei Jahre später erschien *Susanne Krahes* im Konzept der narrativen Exegese sehr persönlich geschriebenes Buch «Das riskierte Ich. Paulus aus Tarsus. Ein biographischer Roman». Und 1992 belegt *Wolfgang Feneberg*s populärtheologische, romanhafte Studie «Paulus der Weltbürger. Eine Biographie» das wiedererwachte Interesse gerade an den konkreten Lebensumständen dieses außergewöhnlichen und rätselhaften Mannes. Diese drei Bücher versuchen jeweils mehr oder weniger von der Theologie herkommend unter weitgehender Berücksichtigung des neutestamentlichen Informationsmaterials in einer Mischform aus Biographie, Roman und historischer Studie ein zuverlässiges und auch historisch zumindest mögliches Profil des Apostels zu zeichnen. Fern von literarischer Experimentierfreudigkeit oder Extravaganz wird auch der exegetische Konsens über Paulus kaum hinterfragt oder herausgefordert.

### G. Messadié, «Ein Mann namens Saulus»

Ganz anders nun der neueste, im August 1992 auf Deutsch erschienene Paulusroman, dem unser spezielles Interesse gelten soll. Zwar gibt auch *Gerald Messadiés* «Ein Mann namens Saulus»<sup>3</sup> vor, eine «historische Rekonstruktion» zu sein, die sich lediglich der «Form des Romans» (S. 482) bedient, tatsächlich handelt es sich hierbei aber um eine zwar wohlrecherchierte, aber dennoch äußerst kreativ-phantasievolle belletristische Ausgestaltung. Der zuvor völlig unbekannte, im Klappentext als «gläubiger Katholik» bezeichnete Wissenschaftsjournalist Messadié hatte im Jahr 1989 mit seinem Roman «Ein Mensch namens Jesus» einen von der Theologie kaum wahrgenommenen internationalen Bestseller gelandet, und tatsächlich erweist sich dieser zweite Bibelroman aus seiner Feder als angekoppelter Nachzügler, den der Verlag Droemer Knauer wiederum in reißerischer Aufmachung wohlkalkuliert in die aktuelle Erfolgsreihe historischer Romane aufnahm. Letztlich ist die Kenntnis zumindest der Grundzüge dieses Jesusromans fast schon Verstehensvoraussetzung für den Paulusroman. In jenem prall angefüllten Landschafts-, Zeit- und Geschichtsgemälde wurde die fragwürdige These verfochten, der gegen seinen Willen in die Messiasrolle gedrängte Jude Jesus sei am Kreuz nicht gestorben, sondern von Josef von Arimathäa und Nikodemus gerettet und gesundgepflegt worden. Sein irdisches Weiterleben habe aber seine Jerusalemer Gefährten nicht daran gehindert, die Botschaft von der Auferstehung des Gottessohnes zu verbreiten.

Wie in jenem Roman, so bezieht Messadié auch hier sein Informationsmaterial aus verschiedensten, sehr genau angegebenen Quellen: neben den neutestamentlichen Zeugnissen stehen apokryphe Schriften wie das Thomasevangelium, neben exegetischen und historischen Studien stehen alle nur möglichen mythischen oder legendarischen Traditionen. Ebenfalls wie im Jesusroman wird hier neben dem in sich

lesbaren Romangeschehen ein 160 Seiten langer eigenständiger «wissenschaftlicher Anhang» geliefert, der die fiktiven Behauptungen diskutiert und wo möglich belegt. Gerade so will das Buch eben nicht nur als Roman, sondern auch als «historische Rekonstruktion» verstanden werden. Dadurch stellt sich dieser bewußt populistisch konzipierte Roman aber nicht nur der literarischen, sondern zugleich der historisch-theologischen Kritik.

### Paulus als Enkel von Herodes dem Großen?

Aus den neutestamentlichen Schriften lassen sich drei, von Theologen fast nie in Frage gestellte biographische Informationen über die Herkunft des Paulus ableiten: Geboren in Tarsus, der Hauptstadt der römischen Provinz Kilikien («Ich bin ein Jude aus Tarsus in Zilizien», Apg 21,39); jüdischer Abstammung – «Hebräer sind sie? Ich auch. Israeliten sind sie? Ich auch. Stamm Abrahams sind sie? Ich auch.» (2 Kor 11,22); römischer Staatsbürger – «obgleich wir römische Bürger sind» (Apg 16,37). Andere Informationen der Bibel, besonders jene aus der Paulus bewußt stilisierenden Apostelgeschichte, wie etwa die Anwesenheit Paulus' bei der Steinigung des Stephanus, werden von Exegeten heute vielfach in Frage gestellt. Doch schon die in der Tat historisch außergewöhnliche Verknüpfung der oben genannten drei Informationspunkte hält Messadié von vornherein für «nicht glaubwürdig» (S. 495). Saul, so seine durchgängige Bezeichnung für Paulus, wird bei ihm zu einem Enkel von Herodes dem Großen. Als früh verwaister, in Jerusalem geborener, später in Tarsus im Exil aufgewachsener, in der Tat römisches Bürgerrecht genießender Sohn von Antipater und Mariamne, der Tochter des letzten Hasmonäers, ist er damit in zweifacher Hinsicht nur ein «Mensch zweiter Klasse» (S. 58): Sein Anspruch auf den Königsthron wird ihm politisch verwehrt, sein Anspruch darauf, ein Jude zu sein, aber durch seine Herkunft. Paulus – «nichts als ein Proselyt, der Nachkomme von Proselyten» (S. 58). Abgestützt wird diese Behauptung, ungeachtet vieler gegenteiliger biblischer Aussagen, durch 1 Kor 9,20, «Den Juden bin ich ein Jude geworden». «Geworden», so Messadié, könne doch nur implizieren, daß er es nicht immer schon war.

Neben diese doppelte Benachteiligung des Paulus tritt seine traditionsgemäß immer wieder behauptete «unvorteilhafte Erscheinung»: «Er war ungewöhnlich klein, spitzknochig, und seine großen, runden, oft starr blickenden Augen verliehen ihm einen weniger menschlichen als vielmehr hundeähnlichen Gesichtsausdruck» (S. 56). Darüberhinaus wird hier der vielfach diskutierte «Pfahl im Fleisch» (2 Kor 12,7), mit dem Paulus geschlagen war, im Gefolge Albert Schweitzers als die «heilige Krankheit», die Epilepsie identifiziert. Aus all diesen Vorgaben läßt sich die psychologische Grundmotivation des paulinischen Lebenshandelns unschwer erschließen: Ehrgeiz und Machtstreben. Mit Hilfe der von ihm selbst entwickelten Religion wollte er sich das, was ihm das Leben vorenthielt, selbst schaffen. Schon früh ist deshalb das Machtzentrum der damaligen Welt sein eigentliches Ziel: «er griff nach dem Lorbeerkrantz – aber dem in Rom» (S. 220).

Nach seiner verwilderten, religionslos zugebrachten Jugendzeit im tarsischen Exil kehrt er nach Jerusalem zurück und übernimmt dort jenes immer wichtiger werdende Amt in der Staatsverwaltung, das für die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe zuständig war. Hier erlernt er nun auch als Proselyt die Grundzüge der jüdischen Religion, heiratet schließlich die Tochter des Hohenpriesters Simon und wird durch sein Amt mit der aufkommenden Jesusbewegung vertraut. Als Teilnehmer an Prozeß und Verurteilung Jesu hält er diese politisch bedrohliche Bewegung für erledigt, wird jedoch nach der Kreuzigung Jesu mit der Tatsache konfrontiert, daß die Bewegung weitergetragen wird. Je mehr er sich hiermit beschäftigt, desto klarer wird ihm: «Ich diene einer verlorenen Sache»

<sup>3</sup> Die bibliographischen Angaben der neueren Bücher: Dieter Hildebrandt, *Saulus/Paulus. Ein Doppelleben*. München-Wien 1989; Susanne Krahe, *Das riskierte Ich. Paulus aus Tarsus. Ein biographischer Roman*. München 1991; Wolfgang Feneberg, *Paulus der Weltbürger. Eine Biographie*. München 1992; Gerald Messadié, *Ein Mann namens Saulus. Roman*. Aus dem Französischen von A. Choma und W. Kienast. Droemer Knauer, München 1992, 640 S., DM 44,-, sFr. 45.10.



(S. 140). Aus kühler Kalkulation und unverhohlener Machtgier schließt er sich «den Nazarenern» an, von vornherein mit der klaren Maßgabe, «nur um auch dort Anführer zu werden. Ihr Anführer!» (S. 141). Das vielbeschworene, vorgeblich durch göttliche Intervention hervorgerufene Damaskuserlebnis erfindet er als Legitimationsrechtfertigung bei einer Art Aufnahmeprüfung durch die ihm von Anfang an und bis zum Ende kritisch gegenüberstehenden Jünger Jesu.

### Paulus und Jesus im Gespräch

Jesus jedoch, so ja die Vorgabe des Jesusromans von Messadié, hatte die Kreuzigung überlebt, war den Jüngern nicht wundersam erschienen, sondern schlichtweg begegnet, ohne daß sie sich dadurch von ihrer Auferstehungsbotschaft hätten abbringen lassen. Paulus seinerseits spürt Jesus auf, der als Wunderheiler durchs Land zieht – und nach dieser Episode aus dem Romangeschehen verschwindet. Paulus ist von der «unermesslichen Größe dieses Menschen», dessen Ziel als Qumran-Essener allein die menschengerechte Wiederherstellung des ursprünglichen Sinns des jüdischen Gesetzes war, zutiefst fasziniert.

«Deine Jünger», erwiderte Saul, «warum sind sie dir nicht gefolgt, als du sie in Emmaus und am See Gennesaret wiedergesehen hast?»

Jesus hob kaum merklich den Kopf.

«Mein Überleben war für sie der Beweis, daß ich der Messias, der Befreier Israels sei. Ich hatte doch den Tod besiegt! Sie hätten Angst gehabt, mir zu folgen, sie sahen darin keinen Sinn. Ich war der Messias, auf mich hatten sie gewartet. Mehr nicht ... Ich kann niemandem vorwerfen, daß er in mir nur einen Messias sieht» (S. 191f.).

Jesus entläßt Paulus mit den Worten: «Du willst ihr Anführer sein, Saul? Es liegt dir im Blut! Aber damit würdest du mich verraten, so wie sie!» (S. 193). Die folgenden Kapitel des Romans führen unter reichhaltiger fiktiver Ausschmückung die eng an den biblischen Berichten orientierte Geschichte der Missionsreisen und dadurch vollzogenen Kirchengründung des Paulus an: Der klassische Konflikt zwischen den jüdenchristlichen Jüngern Jesu und dem sich zur Heidenmission öffnenden Paulus steht dabei im Zentrum. Genau hierin nämlich bestehe der von Jesus vorausgesagte «Verrat»: Die Botschaft Jesu galt tatsächlich allein den Juden, nur auf Paulus geht die Öffnung der Mission auf die Heiden zurück. Diese Öffnung wurde von den Jüngern heftigst bekämpft, von ihm, dem von Ehrgeiz und Ruhmsucht angetriebenen fanatischen Nichtjuden Paulus jedoch letztlich durchgesetzt. Daß er dabei rezeptionsgeschichtlich epochale theologische Aussagen prägte, von deren Fragwürdigkeit er selbst überzeugt ist, gehört zum Kalkül, denn: «er mußte die übernatürliche Wiederauferstehung Jesu zu seinem Thema machen, wenn er Anhänger gewinnen wollte» (S. 209); «Wenn er nicht Gottes Sohn ist, glauben sie nicht an ihn» (S. 313).

Sein Weg führt Paulus der Tradition gemäß schlußendlich nach Rom: Zunächst scheitert der in Apg 23,12ff. berichtete Mordplan «der Juden»; er wird hier jedoch den Hauptgegnern des Paulus direkt zugeschrieben, also Petrus, dem wankelmütigen Opportunisten («armer Petrus-Fähnlein-im-Wind», S. 353) und Jakobus. Als römischer Bürger soll er in Rom abgeurteilt werden, wird jedoch freigelassen und kann auch dort seine Predigtstätigkeit fortsetzen. Und was er predigt, ist «das Feuer des Glaubens» angesichts des nahen Endes der Geschichte. Als der historisch nachweisbare große Brand Roms durch einen Zufall ausbricht, verbreiten Anhänger der symbolischen Feuerbotschaft des Paulus die Brandherde über die ganze Stadt. Paulus, der ihr Tun gutheißt, wird als vermeintlicher Anstifter verhaftet und hingerichtet. Das Feuer seines Geistes aber verbreitet seinen Nachruhm. Sein ehrgeiziges Lebensziel hat sich erfüllt: Mehr als jeder weltliche Herrscher ist seine Botschaft zur weltbeherrschenden Macht geworden, sein Na-

me ist bis heute ein Begriff. So schließt der Roman mit den Worten: «Der Brand hatte gerade erst begonnen» (S. 460).

### Literarische und theologische Rückfragen

Im ganzen Roman mischen sich altbekannte Erkenntnisse (die Rolle des Paulus auf dem «Apostelkonzil»), traditionelle Charakteristika (Paulus als Frauenhasser, «es war schon richtig, daß er Frauen als mindere Wesen ansah», S. 150), legendarische Erzählzüge (die Erwähnung der aus den apokryphen Paulusakten bekannten Thekla) und wissenschaftliche Erkenntnisse (die Beschreibung der Missionsreisen), eigene Ausschmückungen (die unglückliche Ehe des Paulus) und phantasievolle Eigenkonstruktionen (ein Briefwechsel Paulus – Seneca) zu einem zumindest in sich stimmigen Romangeschehen. Messadié hat umfassende Recherchen betrieben und mit der – der Literatur zustehenden – Freiheit zu einem lesbaren, durchaus spannenden Roman verworden. Gerade weil «Ein Mann namens Saulus» ohne Zweifel eine breite Leserschaft erreichen wird, darf eine Einschätzung dieses Romans eine zweifache Rückfrage nicht umgehen: eine literarische und eine historisch-theologische.

Zunächst literarisch nachgefragt. Wie schon beim Jesusbesuch, so stellt sich auch hier die Frage, ob die eingestandene Absicht des Autors, eine «historische Rekonstruktion» in die «Form des Romans» zu gießen, literarisch überzeugen kann. Ohne Zweifel bleibt die Mischform von episch-dialogischer Darstellung und «wissenschaftlichem» Zusatzapparat in einem derartigen Buch umstritten. Des weiteren kann Messadiés zu Platteiten neigender Sprachstil wenig befriedigen, wie das folgende, durchaus typische Textbeispiel zeigt: «Alte Frauen besitzen ein großes Feingefühl für bedeutende Augenblicke des Lebens, für Gerüchte und Gerede, die schneller sind als jeder Kurier» (S. 14). Der Autor wählt darüberhinaus die einfachste und nach modernen Kriterien gemessen fragwürdigste Erzählperspektive. Der allwissende auktoriale Erzähler des Romans weiß alles, plant alles, hält alles fest in der Hand. Er dringt in die Träume seiner Figuren ein, durchschaut die tiefsten psychologischen Vorgänge selbst eines Jesus und bietet durch seine linear chronologische Erzählweise ein abgeschlossenes, restlos geklärtes, bis zum letzten Pinselstrich gezeichnetes historisches Gemälde. Mit dieser Methodik stellt er sich freilich in eine Erzähltradition, die im 20. Jahrhundert längst der Vergangenheit angehört. Ernsthafte, nicht auf Auflagenstärke und Massenerfolg schielende Literatur hätte zumindest Elemente einer perspektivischen Brechung, fragmentarischen Annäherung, dichterischen Verfremdung oder erzählerischen Selbstproblematik enthalten, wie sie etwa *Walter Jens* in seinem «Der Fall Judas» (1975) meisterhaft vorgelegt hatte. So bleibt der Eindruck einer weniger literarisch orientierten als vielmehr belletristisch vereinfachten Konzeption und das Gefühl, daß eine literarisch-spannende Herausforderung letztlich doch verpaßt wurde.

Aus theologischer Sicht ließen sich Nachfragen über unzählige Details stellen. Interessant wäre in jedem Fall die Beantwortung der Frage, nach welchen hermeneutischen Prinzipien Messadié seine zahlreichen Quellen auswertet. Die historisch-kritische Methode jedenfalls nutzt er nur sehr selektiv, wenn sie seinen Aussagezielen dient. In zwei Punkten drängt der im Buch gestellte Anspruch der scheinbar wissenschaftlich legitimierten «historischen Rekonstruktion» jedoch zu energischem Ein- und Widerspruch. Beide beziehen sich auf die Vorgabe, Paulus sei entgegen zahlreichen Schriftzeugnissen kein Jude, sondern «lediglich» Proselyt gewesen. Von dieser Voraussetzung aus wird zum einen seine Hinwendung zu den Heiden erklärt. Ihm fielen das leicht, so ein Judenchrist im Roman, denn «Du bist kein Jude, Saul» (S. 212). Genau dieses Argument taucht im Neuen Testament jedoch im Rahmen der lebenswichtigen Frage um die Öffnung zur Heidenmission gegen Paulus nicht auf, obwohl es so nahegelegen hätte. Gerade als

pharisäisch gebildeter Jude und als ehemaliger Christenverfolger vollzog der historische Paulus diesen epochalen Schritt.

Noch weitaus fragwürdiger ist jedoch die andere Konsequenz der Behauptung, Paulus sei kein Jude gewesen. Messadié nimmt die traditionelle, inzwischen jedoch vielfach modifizierte These auf, Paulus sei ein Judenhasser. «Er wettet gegen die Juden ... damit ist er auch der Urheber der großen, religiös begründeten Ausgrenzungen und des Antijudaismus, der bis in unsere Zeit wütet» (S. 477), so der Autor in seinem Nachwort. Als Nichtjude wird Paulus direkt verantwortlich gemacht für die «ungewöhnliche Feindseligkeit des Christentums seiner Mutterreligion gegenüber», die sich «bis zu der aktuellen Auseinandersetzung um das geplante Karmeliterkloster in Auschwitz fortsetzt.» (S. 470) Derartige Behauptungen sind angesichts der fatalen Implikationen zurückzuweisen. Gerade als Jude hat Paulus die Öffnung des Christentums auch für Nichtjuden betrieben, gerade als Jude hat er sich – bei aller harten binnenjüdischen (!) Auseinandersetzung – besonders im Römerbrief um eine differenzierte Einschätzung der nichtchristlichen Juden bemüht, gerade als Jude bleibt seine Glaubenstradition Wurzelgrund auch des Christentums.

Trotz dieser Kritikpunkte, trotz der – aus Sicht eines Theologen – manchmal allzu weitausgreifenden romanesken Phanta-

sie, bietet der informationsreiche Roman gerade dadurch, daß er in plastisch-anschaulich-lebendiger Form den Raum der binnentheologischen Übereinkunft über Paulus verläßt, eine herausfordernde Lektüre, die – fern von jeglichem nun wahrlich nicht neuen Antipaulinismus – einige Grundfragen zu Paulus neu ins Bewußtsein rückt: Lassen sich Biographie und Theologie dieses Mannes wirklich so klar trennen? Deuten die biblischen Zeugnisse über Paulus nicht in der Tat auf einen Mann, der von Ehrgeiz und Machtdenken zumindest mitbestimmt war, und relativiert dies einige seiner – dann sehr wohl auch taktischen, situativen – Aussagen? Sind die biographischen Angaben der jeweils mit sehr eigenständigem Interesse verfaßten Apostelgeschichte und der Paulusbrieve über die sowieso schon angezweifelte Punkte hinaus verläßlich? Wie ist die selbst in den neutestamentlichen Schriften heftig umstrittene «Bekehrung» zu verstehen und theologisch zu deuten? Werden die Implikationen der tiefen Überzeugung des Paulus, daß die Parusie noch bevorstehe, bei der Interpretation seiner anderen Theologumena ausreichend berücksichtigt? Und in wie weit greift dann noch die immer wieder postulierte «geniale Transformation» der Botschaft Jesu in den paulinischen Aussagen?

*Georg Langenhorst, Tübingen*

## Eindrücke und Gedanken eines Heimaturlaubers

Wege aus der Kirchenverdrossenheit

«Sei froh, daß du den Sprung nach Brasilien geschafft hast. Hier macht kirchliches Leben schon lange keinen Spaß mehr.»  
«Es riecht mir zu sehr nach Machtpolitik. Was haben wir als kirchliche Basis eigentlich mit solchen Bischofsernennungen zu tun? Da wird doch auf verfahrensrechtlich bedenkliche Art über unsere Köpfe hinweg entschieden, und wir dürfen gehorchen.»

«Als Frau, als erwachsene Christin fühle ich mich nicht ernst genommen. Wenn diese unverheirateten Männer schon nichts von uns Frauen verstehen, dann sollten sie wenigstens versuchen, uns zu verstehen, auf uns zu hören.»

Nur drei Beispiele von vielen. Fast alle meine Freunde und Bekannten, die ich nach drei Jahren Brasilienaufenthalt wieder traf und sprach, äußerten sich in derselben Richtung: Verärgerung und tiefe Resignation angesichts einer Kirche, die sich in einer für sie unerträglichen klerikalen Selbstsicherheit in überkommenen theologischen Positionen lediglich selbst bestätigt. Auf bedrängende Fragen werde nicht oder mit als völlig inkompetent erlebten Handlungsanweisungen reagiert. Anstatt Hoffnung und Vertrauen würden Unsicherheit und bloße Vergangenheitsorientierung vermittelt.

### Kompetenz und Erfahrung

Solche Resignation an der Basis möchte ich nicht unterstützen, zumal sie theologisch bedenklich ist: «Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit» (2 Tim 1,7) – aber ich kann die Verärgerung verstehen. «Mea res agitur» lautete einer der entscheidenden homiletischen Zielsätze während meines Theologiestudiums vor erst zehn Jahren: So kann verständlich übermittelt werden, was der theologische Basissatz beinhaltet: «Christus ist für uns gestorben und auferstanden.» Jetzt aber lautet die Reaktion: «Mea res non agitur» (Ich komme nicht vor). – «Mit dieser Kirche will ich nichts mehr zu tun haben, weil sie immer mehr bestimmt und verbietet, anstatt im Dialog zu bleiben und gemeinsam mit uns Wege des Lebens zu suchen», hörte ich oft. Ist wirklich Hedonismus zu unterstellen, wenn sich junge Familien über die verantwortliche Weitergabe menschlichen Lebens Gedanken machen? Sie wachsen in dem Bewußtsein, daß Familienplanung nicht nur

mit den verschiedenen Möglichkeiten der Empfängnisverhütung zu tun hat. Partnerschaftlich gestaltete Sexualität und die Ernährung ihrer Kinder auf der einen Seite, sowie Fragen der Bevölkerungsexplosion und künftiger Welternährung auf der andern, nämlich auf der Seite der sog. Schwellenländer wie Brasilien, gehören hierzu.

Bei wachsendem ökologischem Bewußtsein, gepaart mit dem Wissen, daß rücksichtsloses wirtschaftliches Agieren in der westlichen Welt die sozialökonomischen Probleme der sog. Dritten Welt nur vergrößern wird, kann auch nur schwerlich mangelnde Gewissensbildung oder ethische Inkompetenz unterstellt werden, zumal die bedrängende Frage gestellt wird: Was können und sollen wir tun? Und: Tun wir das Richtige? Warum bekommen wir in diesen Fragen keine plausible Handlungsmaxime seitens der offiziellen Kirche angeboten? Das Beharren auf dem Verbot künstlicher Empfängnisverhütung schließt offensichtlich wesentliche sozialethische Implikationen aus, beruht auf einem Naturbegriff, der nicht im Dialog mit den Naturwissenschaften gefunden wurde, – und schließlich stammt dieses Verdikt von Männern, die nach ihrem eigenen Lebenskonzept auf diesem Gebiet kaum Erfahrungskompetenz erworben haben können.

Eine mögliche, nicht gerade schmeichelhafte Erklärung für die Starrheit lehramtlichen Beharrens in sexualethischen Fragen bietet Horst-Eberhard Richter: «Wer aus Scheitern nicht lernen kann, gefährdet sich. Unfähig, sich zurückzunehmen, rennt er sich wahrscheinlich irgendwann den Kopf ein. Er büßt für die Weigerung, den Grund für sein Mißlingen in sich selbst zu bearbeiten. Er mag ein besonderes Maß an Unerschrockenheit und Durchsetzungswillen darstellen. In Wirklichkeit hält er es nicht aus, an sich selbst zu zweifeln. Sich eines schwerwiegenden Irrtums zu überführen, schreckt ihn. So ist seine Unbeirrbarkeit nichts anderes als Resignation. Die Ahnung, daß er tatsächlich irrt, bekämpft er durch ewige Flucht nach vorn.» (Leben statt Machen, München 1990, S. 9)

### Chancen aus ungewisser Zukunft

Erfahrungskompetenz und Plausibilitätsverlust, so würde ich die gegenwärtige Krise der katholischen Kirche in Deutschland charakterisieren: Die Versuche, eigenes Handeln seitens

der offiziellen Kirche verständlich zu machen, kommen bei der Basis erst gar nicht mehr an. Von daher können ethische Handlungsanweisungen und sittliche Normen auch nicht akzeptiert werden, zumal, wenn sich das sittlich handelnde Subjekt plötzlich nur als Ausführungsorgan unverständlicher Anweisungen fühlt.

Viele Menschen leben durchaus in der Sorge um diese Welt, und in dieser Sorge erwarten sie innerhalb des Meinungs- und Überzeugungspluralismus eine plausible ethische *Maxime*, die sich aus einer mittlerweile Jahrtausende alten Erfahrung mit dem einen Mysterium des christlichen Glaubens und seiner jeweils zeitgemäßen Interpretation speist: der Auferstehung Jesu, und damit einer immer schon offenen Zukunft, die unter der Verheißung des Gelingens steht, wenn sie im Vertrauen auf den gewagt wird, der ihr diese Zukunft verspricht. Angefragt werden Lebensorientierungen, die aus einem Grundvertrauen heraus erwachsen, das die Macht hat, von Angst zu erlösen und in der Verunsicherung des Pluralismus eine experimentierfähige Basis anzubieten, um so zur Gestaltung von lebenswerter Zukunft zu befähigen. Ich glaube, daß die Reich-Gottes-Verheißung Jesu so in heutig-distanzierte und ebenso säkularisierte Sprache übersetzt werden könnte.

Hier aber beginnt eine kritische Erinnerung: Es ist zu wenig, wenn Kirche sich mit sich selbst beschäftigt. «Lumen Gentium Christus est», hat das 2. Vaticanum in lapidarer Kürze festgestellt. Es ist Aufgabe der Kirche, auf diesen Christus, ihr Haupt, hin transparent zu sein, ihn zu verkünden, von ihm zu sprechen und seine Botschaft bis an die Enden der Erde zu tragen: Wenn die letzte und entscheidende Krise menschlichen Lebens, der Tod, überwunden ist, dann sind alle Krisensituationen als Wachstumschancen begreifbar und gestaltungs-fähig. Somit muß diese Botschaft von der Auferstehung ständig neu in die jeweiligen Sprachen wechselnder Zeiten übersetzt werden, – und dies ist ein notwendig unabgeschlossenes Tun, solange Gott den Menschen zumutet, selbst Wort zu sein. Es gibt keinen Zweifel, daß dieses Zur-Sprache-Kommen des Christumysteriums in Verbindung mit seiner Sprachgeschichte gestaltet werden muß, um nicht aus der Identität der Übermittlung herauszufallen.

Zugleich ist das Wort vom *depositum fidei* und seiner Bewahrung gefährlich: Jesus ist nicht für den Erhalt überkommener religiöser Überzeugungen gestorben – deren Starrheit hat ihn vielmehr das Leben gekostet –, und er ist nicht in ein Gebäude theologischer Richtigkeiten auferstanden, sondern in eine ungewisse Zukunft hinein, die unter der Zusage eines «Lebens in Fülle» für alle steht, die sich im Vertrauen auf ihn und sein Programm einlassen. Diese vor allem machen Kirche aus, sicher viel weniger kontrollierbar und organisierbar, als es verschiedene Vertreter kirchlicher Leitung und Hierarchie sehen möchten.

### Karsamstage

Von einer Karsamstags-Situation in der Kirche wurde oft gesprochen und geschrieben. Die Auferweckung aus dieser Erfahrung des Todes steht nicht in unserer Hand; wir müssen sie von Gott erwarten und sie ihm zu-trauen. Aber wir können und sollen einem Sterben von Haltungen zustimmen, die in einer Zeit von wachsendem globalem Bewußtsein einfach anachronistisch sind und deshalb bald lächerlich sein werden.

Eine dieser Haltungen, bereits jetzt oft als peinlich erlebt, ist jene unerträgliche Selbstsicherheit klerikalen Auftretens und monologischen Argumentierens, das im Anschein von ererbter Lehrautorität eine Mehrzahl von normalen Lebenssituationen nicht an sich heranläßt und damit viel Erfahrungskompetenz erst gar nicht erwirbt: Die Anforderungen an einen jungen Familienvater oder eine alleinerziehende Mutter werden von der Höhe einer distanziert-zölibatären Kathedra her beurteilt, aber nicht geteilt. Die inneren Anfragen an die eigene Lebenshaltung und -gestaltung werden nicht gespürt und so-

mit die halbseidenen Fäden im persönlichen Motivationsgewebe zu kirchlichem Dienst und priesterlichem Amt nicht erkannt und zugegeben: Manch einer könnte bescheidener auftreten und weniger vollmundig reden, würde er sich eingestehen, daß ihm die ganz normalen Verantwortungen eines Familienvaters im beruflichen Konkurrenzkampf nicht behagen. Da ist im bundesdeutschen Kirchensteuersystem das kirchliche Amt nicht selten der besser gesicherte Weg, der lieber nicht als Glaubenswagnis verherrlicht werden sollte. Bescheidenheit angesichts eigener Gebrochenheit würde besser aussehen, glaub-würdiger.

An der erwähnten Karsamstags-Situation in der Kirche hat sicherlich auch die akademische Theologie ihren Anteil, weniger in ihren Ergebnissen als in ihrem Produktionsweg. Von der Höhe akademischer Reflexion über Hörsäle und Katheder zu Kanzeln, Katechese und Erwachsenenbildung wurde sie dem Volk Gottes als «zu Glaubende» vorgestellt. Offensichtlich ist bis heute der Umkehrweg zu kurz gekommen: Erfahrungen wurden zu wenig reflektiert und Anfragen zu wenig gesehen; jede theologische Fragestellung wurde nur nach Wissenschaftlichkeit und Rechtgläubigkeit beurteilt. Die existentielle Bedeutung des Glaubens blieb dabei der Pastoraltheologie überlassen, die mit ihrer Theorie von der Praxis nicht aus dem Verdacht herauskam, letztlich nur eine für die Laien verständlich gemachte Verdünnung akademischer Reflexion zu sein, sofern sie nicht der geistlichen Theologie und den Mystikern überlassen wurde, die ständig in ihrer begrifflich bestimm-baren Rechtgläubigkeit überprüft wurden.

Der Moralthologie fiel es auf diesem akademischen Weg schwer, zwischen Skylla von Äquiprobabilismus und Charybdis von Probabiliorismus eine attraktive und überzeugende Vision von einer nach der Maßgabe des Evangeliums aus dem Vertrauen heraus gestalteten Welt zu entwickeln. Seit dem Entstehen des mitteleuropäischen Hochschulwesens hat dieser Produktionsweg von Theologie einen durchaus wertvollen Beitrag geleistet, doch leidet das System an kommunikativen Schwächen; und es scheint an der Zeit, angesichts der Chancen und Herausforderungen von vernetztem Denken dem Sterben solch monologischer Theologieproduktion zuzustimmen, auf daß es eine Auferstehung gebe.

Der Versuch, ein nicht mehr zureichendes System von Wahrheitsfindung am Leben zu erhalten, könnte auch eine nur menschliche Intervention sein, die dem immer unberechenbaren Geist Gottes jenen Freiraum nimmt, auf dem er um Gehör bitten könnte. Die Zukunft aber kann im Vertrauen auf diesen Geist gewagt werden, den der Herr seiner Kirche zugesichert hat und der nicht einfachhin identisch ist mit dem, was gestern noch berechnete Aussagen waren. Keiner kann damit leben, seine eigene Vergangenheit verdammen zu müssen; deshalb ist der Dialog mit der Interpretationsgeschichte des Christusgeheimnisses nötig und fruchtbar. Jedoch braucht sein heutiges Zur-Sprache-gebracht-Werden zuerst ein gläubiges Hören, auch des Lehramtes, auf den vielzitierten Glaubenssinn der Gläubigen: Zuviel implizites Mißtrauen wurde in der jüngsten vatikanischen Erklärung über den Dienst der Theologen in der Kirche (vgl. CiG 33/90, S. 267f.) offenkundig.

### Von der Kleingläubigkeit ...

Es wäre Vermessenheit zu glauben, das Christusgeheimnis könne jemals adäquat und umfassend in Sprache gefaßt werden; eben deshalb braucht Kirche die dialogisch-gemeinschaftliche Ergänzung in der Behutsamkeit und Ehrfurcht vor dem Geist Gottes, der sich im anderen und oft genug im Andersdenkenden zeigt. Im Sakrament der Firmung wird den Gläubigen diese Gegenwart des Geistes Gottes wirksam und wirkmächtig zugesagt; worin liegt die Schwierigkeit, an diese Wirkmacht zu glauben? Es braucht nur das Wachstum in der Grundhaltung aktiven Hörens, ein zutiefst rezeptives Tun, das von der Tiefenpsychologie als vorrangig feminin qualifiziert

wird: Offen sein, empfänglich sein, das Wort empfangen können, damit es wachsen, Fleisch und Gestalt annehmen kann – Qualitäten, die in der Mutter Jesu verherrlicht werden:

Hier gilt es, das Wort von Maria als Mutter der Kirche in die Tat umzusetzen: eine Haltung gläubigen Aufeinander-Hörens zu entwickeln, offen für die Zumutungen des Geistes Gottes, der uns und unserer Zeit weit weniger zumutet als jene dubiose Schwangerschaft in Zeiten einer rigid-jüdischen Ehe- und Familiengesetzgebung (Dtn 22,20f.). Wir hören nicht auf, das «Ja» der Mutter Jesu zu preisen, und mit Recht: Ihre Vernunftgründe zum Zweifel, zum Nein waren ja gewichtiger. Wie aber wäre es, wenn Kirche beginnen würde, ihren Glauben nachahmend zu erlernen, empfänglich zu werden, und gegen alle möglichen Verdächtigungen anzuglauben?

«Unser Gott läßt uns nicht im Stich», sagten die Landarbeiter im Landesinneren Bahias, als sie nach über dreijähriger Trockenperiode ihre letzten Bohnen aussäten. Im Dunkel solcher Karsamstags-Situationen gegen schlechte Erfahrungen anzuglauben, sich eben nicht entmutigen lassen, scheint der wichtigste Hinweis für die verärgerte Basis zu sein, um die ebenso verärgerten Mitchristen nicht durch einen stillschweigenden Exodus auf immer weiter verlorenem Posten stehenzulassen. Auch hier ist noch der Lernprozeß zu leisten, daß alle, die an Christus glauben und getauft sind, Kirche ausmachen, sicher oft auf eine andere und kompetentere Art, als es zunächst scheiner mag. Wichtig ist es, hellhörig zu bleiben für die vielfältigen Anfänge neuen Lebens: Die Verärgerung über Kirchenführung läßt sich als Hinweis darauf verstehen, daß strukturelle Veränderungen im Leitungsstil dringlich sind, aber auch darauf, daß vielerorts das Arbeitsangebot seitens der Basis noch nicht so konfliktbereit ist, wie es nötig sein könnte.

Es ist sicher kein Idealfall, aber in der menschlichen Gemeinschaft Kirche kann es nötig sein, daß sich Christen in einer derartigen Krisensituation zu einer konfliktwilligen Haltung zusammenschließen: Um der Verheißung willen lassen wir uns vom Glauben nicht abbringen. Damit aber ist für Erfahrungen vom neuen Leben und von der Auferstehung der Boden bereitet; und vergessen wir nicht, daß selbst Maria von Magdala zunächst Schwierigkeiten hatte, ihren geliebten Herrn zu erkennen: Im neuerlichen Angesprochensein konnte sie ihn

## ORIENTIERUNG

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich  
Telefon (01) 2010760, Telefax (01) 2014983  
Redaktion: Ludwig Kaufmann †, Nikolaus Klein, Karl Weber,  
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-  
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert  
Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 1993:

Schweiz: Fr. 44.- / Studierende Fr. 30.-  
Deutschland: DM 52.- / Studierende DM 36.-  
Österreich: öS 390.- / Studierende öS 270.-  
Übrige Länder: sFr. 40.- zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 450.-

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700  
Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweig-  
stelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch  
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.  
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung  
nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

## ORIENTIERUNG

für Ihre Töchter oder Söhne in der Fremde, für Ihre Bekannten  
in den neuen Bundesländern, in Osteuropa oder sonstwo in  
der Nachbarschaft und in fernen Ländern als

### ausgewähltes Geschenk

Wenn Sie bald bestellen, werden wir besorgt sein, daß die  
Geschenkkarte rechtzeitig zur oder zum Beschenkten gelangt.

identifizieren (Joh 20,15f.). Resignation wird sich nie auf den Geist Jesu berufen können – aber kann die Verärgerung nicht genau dieser Anspruchs sein, in dem der Auferstandene noch nicht erkannt wurde?

### ... zur erneuerten Kirche

Geht es auf der einen Seite darum, gegen schlechte Erfahrungen anzuglauben, so geht es bei einem derzeit dominierenden Teil kirchlicher Amtsträger sicher eher darum, gegen viele Verdächtigungen anzuglauben. Orientierungssuche und Gestaltungswille seitens der Laien sind eine so positive Kraft, daß in ihnen der Geist Gottes erkannt werden kann; sie sind von daher nicht Anlaß zu Verdächtigungen, sondern ein in Dankbarkeit zu begrüßendes Gut in sich (intrinsic bonum), das in gemeinsamem Vertrauen auf die wirksame Gegenwart des Herrn gedeutet sowie in Wort und Tat umgesetzt werden soll. Die überraschende Erfahrung der Reichtümer des Geistes Gottes könnte die todbringenden Ängste ablösen, daß Kirche aus der vom Geist zugesagten Wahrheit herauszufallen drohe. Es ist ein Prozeß, in dessen Verlauf gelernt würde, dem Leben in seiner Vielfalt mehr zu trauen als der Theorie, eben weil die Verheißung des Lebens in Fülle niemals von noch so perfekten Gedankengebäuden eingeholt werden kann. Theologie, auch akademische, bliebe der Ort systematisierenden Dialoges, zumal mit den Natur-, Sozial- und Humanwissenschaften.

Innerhalb der Herausforderungen global-vernetzten Denkens könnte sie plausible und kompetente Handlungsvorschläge erarbeiten, in denen durch das Christusgeheimnis die je bessere Gestaltungsmöglichkeit von Welt und Leben aufscheint und freudig zustimmend in die Tat umgesetzt werden kann. Darin müßte das Lehramt wachen, daß kein Dialog aufgekündigt wird, es müßte gegenseitiges Hören gewährleisten und unangenehme Fragen anmahnen. Beim Ringen um Lösungen angesichts 2000jähriger Sprach- und Wirkungsgeschichte des Christusgeheimnisses müßte es ermutigen und Konsenswege eröffnen, um dadurch den oft nötigen Dissens phantasiereich fruchtbar zu machen. Sicher, gegenwärtig ist es nicht opportun, solche Gedanken zu äußern oder zu publizieren. Die Furcht vor kirchenamtlichem Druck hat viele, allzu viele schon mundtot gemacht. Andere, vor allem an der Basis, wissen nicht, wie sie sich und ihre Anliegen zur Sprache bringen sollen.

In der Hoffnung, daß dieser Karsamstag in der Kirche seine Auferweckung erfahre, nehme ich das Wort Karl Rahners vom «vorausseilenden Gehorsam» in Anspruch, denn aus dem Tod eines an Gespräch und gegenseitigem Horchen armen Systems könnte ein herrschaftsfreier Dialog auferstehen, in dem das offene Wort gewünscht, sachliche Kritik begrüßt und geschwisterliche Korrektur geübt werden. Aufeinander hören, empfänglich sein für das Wort Gottes und seine Gegenwart, die sich im anderen ausspricht, seine Gegenwart feiern und daraus Hoffnung empfangen und weitergeben; darin erfahren sich schon heute viele Gemeinden Brasiliens als Kirche.

Emmanuel Gniss, São José do Rio Pardo, Brasilien

DER AUTOR ist Zisterzienserpater in der Abtei Nosses Senhora de São Bernardo und hat über das Theologiestudium hinaus Erwachsenenpädagogik studiert.